

III. 50. (A.c.2.)

Maria König

Achern-Wagshurst

Sie suchten Schutz im selbst gegrabenen Stollen am Berg

*Maria König ist geboren am 30.5.1931 in Önsbach bei Achern. Sie schildert die Ereignisse dort von **März 1944 bis 15. April 1945**. Ihr Bruder war beim Arbeitsdienst. Im September 1944 gab es ständig Einquartierungen, meistens für eine Nacht, denn „die deutschen Soldaten wurden immer mehr und mehr im Westen an den Rhein gedrückt“. Sie erlebte oft Beschuss von Lokomotiven und Eisenbahnzügen, da sie in der Nähe der Bahnlinie wohnte. Einmal explodierte ein Lastwagen mit Benzin. Das Dorf wird beschossen mit Granaten, Häuser werden beschädigt, es gibt Tote. Tiefflieger werfen auf freiem Feld Bomben auf Menschen. Am **17. Februar** schlägt eine Granate in einem Wirtshaus ein. Ältere Männer und 15-jährige Buben werden zum Volkssturm einberufen, bekommen Unterricht. Am **14. April** stehen die Franzosen vor dem Dorf. Die Familie sucht gelegentlich Schutz in einem selbst gegrabenen Unterstand im Berg. Nicht am **15. April**. Da hatten in der Früh Deutsche noch die Flakgeschütze gesprengt und waren dann abgezogen. Der Einzug der Franzosen war völlig unspektakulär. „Der Krieg war für uns am **15. April 1945** beendet.“ Es folgen Schilderungen der Hungerzeit und Brennholzknappheit.*

März 1944

Die Jungen wurden immer jünger in den Wehrdienst eingezogen. So musste auch der Jahrgang 1927 schon 1944 daran glauben. Mein Bruder Leopold Seiler wurde mit 16 Jahren am 2. März 1944 zum Arbeitsdienst eingezogen.

Es war ein ganz verschneiter Tag. Nachmittags ging unsere Mutter mit uns zwei Mädchen und unseren Handarbeiten ins Nachbarhaus. Sie konnte nicht verstehen, dass man mit Kindern noch den Krieg gewinnen will. Was ich von damals noch weiß, so dachte schon lange keiner mehr an den Sieg.

Mein Bruder kam nach Böhmen und Mähren. Der Arbeitsdienst wurde zur Beseitigung der Trümmer eingesetzt. Dort war ein ganzes Dorf gesprengt worden. Warum und weswegen weiß ich nicht mehr. Es könnte aber noch vor Kriegsbeginn gewesen sein. Aus den Trümmern grub mein Bruder ein Skelett von einem jungen Menschen aus. Meine Eltern waren sehr bestürzt, als sie das aus seinem Brief entnahmen. Inzwischen lag mein Bruder im Krankenhaus in Augsburg. Er hatte Angina. Dort besuchte ihn mein Vater. Nach dem halben Jahr Arbeitsdienst kam mein Bruder zur Marine auf die Insel Wangerog.

Sein Vorgesetzter war ein Mann aus unserem Dorf. Es kannte aber keiner den anderen. Der Name des Vorgesetzten war Friedrich Braun. Eines Tages fragte eine Frau aus unserem Dorf, wo Leopold eingesetzt sei. Meine Mutter gab zur Antwort: „Der liegt auf der Insel Wangerog“. Darauf sagte sie: „Mein Bruder Friedrich auch“. Die Frauen verglichen die Feldpostnummern und stellten fest, dass es die gleiche

war. Frau Boschert berichtete alles ihrem Bruder Friedrich. Der Offizier fragte daraufhin beim Antreten der Kompanie: „Ist hier einer mit dem Namen Seiler?“ Mein Bruder meldete sich und dachte schon, er habe etwas angestellt. Der Offizier ließ ihn auf die Schreibstube kommen. Als Leopold die Schreibstube betrat, nahm ihn der Offizier in seine Arme und sprach: „ Du bist mir ein Stück Heimat.“ Aus den Briefen von meinem Bruder entnahmen wir, dass der Offizier wie ein Vater zu ihm war. Er beschützte ihn vor allen Gefahren. So mussten alle Kameraden weg zur SS. Er war noch allein da.

Leopold kam dann in Folland in Gefangenschaft. Dort arbeitete er in seinem Beruf als Schreiner in einer Molkerei. Es ging ihm sehr gut. Er genoss auch die Blütenpracht der Tulpen. Wir erfuhren erst im November 1945, dass er noch am Leben war. Am 27. Dezember 1945 kam er nach seiner Entlassung von der Gefangenschaft wieder heim. Es war ein herzliches Wiedersehen.

September 1944

Die deutschen Soldaten wurden mehr und mehr im Westen vom Feind an den Rhein gedrückt. Von nun hatten wir ständig Einquartierung, meistens nur für eine Nacht. Einmal hatten wir einen Major. Er hinterließ zwei Feldflaschen mit gutem Bohnenkaffee. Meine Mutter freute sich sehr darüber. Wir hatten schon jahrelang keinen Kaffee mehr bekommen. Meine Mutter sprach auch mit dem Major über die Kriegslage. Er meinte, man müsse halt hoffen. Dieser ältere Herr durfte nicht sagen, was er dachte.

Lokomotivbeschuss

Hinter jeder Lokomotive stand am Kohlewagen stand groß geschrieben: „Räder müssen rollen für den Sieg“. Unser Haus stand in der Eisenbahnstraße ungefähr 300 m von der Bahnstation entfernt. Die feindlichen Flieger hatten es immer öfter auf Lokomotiven abgesehen. Meistens konnten die Lokführer zur Station hinausfahren, um sich im Feld in Sicherheit zu bringen. Dann kamen die Tiefflieger und beschossen die Lokomotive. Wir Kinder waren natürlich die ersten, die die zerlöchernte Lok sahen.

Gut in Erinnerung habe ich ein Lastkraftwagen. Dieser war voll beladen mit 200 Fässern Benzin. Der Fahrer bemerkte den Flieger und konnte noch ungefähr 70 m zum Dorf hinausfahren, um sich und das Dorf zu schützen. Dann wurde das Fahrzeug beschossen. Es entstand ein furchtbarer Brand. Ein Fass um das andere explodierte. Das gab jedes Mal einen mächtigen Knall und danach eine große Feuer- und Rauchsäule.

Der Feind vom Westen

Nun rückte der Feind immer näher dem Rhein zu. Wir hatten ständig Soldaten. Von hier ging der Befehl, am Abend wieder einige Soldaten rüber an die Front zu schicken. Nicht alle kamen wieder. Sie brachten auch gefallene Kameraden zurück. Es war auch sehr kalt in diesem Winter. So konnten sie einen Soldaten lange nicht beerdigen. Er war in einer Scheune aufgebahrt. Er lag mit ausgebreiteten Armen und Füßen. Keiner seiner Kameraden konnte ihm die Gebeine brechen, um ihn in einen Sarg zu betten.

Tiefflieger

An einem Nachmittag, als wir auf dem Feld waren, wurden wir von einem feindlichen Flieger beschossen. Meine Mutter suchte noch unter einem Kirschbaum Schutz. Ich war so 80 m von ihr entfernt. Es kostete nur ein paar Kirschbaumäste. Man konnte wieder vom Glück erzählen. Wir machten uns auf den Heimweg zu Fuß. Als wir im Dorf ankamen, waren die Leute in großer Aufregung. In der Nähe der Bahnlinie fielen zwei Bomben. Dabei musste ein Mann sein Leben lassen. Er blieb während dem Angriff stehen. Das war sein Verhängnis, der Luftdruck zerriss ihm die Lunge. Eine Frau und ein Junge, die währenddessen auf dem Boden lagen, kamen mit dem Schrecken davon.

Eine Granate entfernen

Ein Bauer, dem die Granate am Acker im Weg war, wollte sie selber beseitigen. Das ging für ihn schlecht aus. Als er sie wegtrug, explodierte sie und riss den Mann in den Tod. Die Frau Meier verlor ihm Krieg vier Söhne und jetzt noch ihren Mann. Hat man da noch Mut zum Leben? Es blieb ihr noch ein Sohn, der von der Gefangenschaft wieder zurückkehrte.

Artilleriebeschuss vom Westen

An einem Samstagabend den 17. Februar 1945 um 19 Uhr wurde unser Dorf beschossen. Eine Granate schlug in die Wirtschaft „Zur Rose“ ein und riss einem Gast den Fuß weg. Der Fuß wurde nicht mehr gefunden. Eine andere Granate überraschte ein 14-jähriges Mädchen auf dem Heuboden. Die Granate durchschlug einen Balken und blieb in der Scheune liegen. Das Mädchen erlitt durch den auf sie stürzenden Balken eine Kopfwunde. Diese Granate explodierte Gott sei Dank nicht.

Eine andere Granate schlug in einem älteren Fachwerkhaus ein. Das Haus fiel zusammen wie ein Kartenhaus. Die Hausbesitzerin, die gerade vom Keller nach oben ging, um eine Beleuchtung zu holen, war sofort tot. Im Keller hatte sich ein Soldat, soviel ich noch weiß, ein Speiß aufgehoben. Er war auch tot. Die Frau wurde erst am anderen Tag geborgen. Dieses Bild habe ich immer noch vor Augen.

Eine Granate schlug in einen Garten ein. Ein paar Meter nebenan war der Keller voll mit Leuten, die sich in diesem Keller sicher fühlten. Es war der Keller von meinem Onkel.

Nun war einige Stunden Ruhe bis nachts um 1 Uhr. Dann ging der Beschuss weiter. In unserer Straße standen einige Munitionswägen. Die Granaten vom zweiten Beschuss haben ihr Ziel verfehlt. Er galt der Eisenbahnstraße, doch die Granaten schlugen alle 50 bis 100 m rechts ins freie Feld ein. Im Haus meiner Freundin blieb ein Splitter in der Wand stecken.

Meine Eltern und die Kinder waren in Nachbarns gutem Keller. Man hatte vorher schon mit Schlimmem gerechnet. So hatte mein Vater im Nachbarkeller Betten für uns Kinder eingerichtet. Während dem Beschuss saßen wir alle auf einer Bank aus Brettern zusammen mit den Soldaten und beteten.

Nachbars Familie

Wie ich schon erwähnte, suchten wir Schutz im Keller von unsren Nachbarn, der Familie Weber. Es war eine siebenköpfige Familie. Der Mann, ein Postbeamter, wurde 1944 noch zum Militär einberufen. Er kam an die Ostfront und wurde so schwer verwundet, dass er dabei ein Fuß verlor. Er wurde in das Heimatlazarett nach Freudenstadt gebracht. Dort stand seine Frau am Krankenbett und begleitete ihn bis zu seinem Tod am 23. Februar. Das war heute vor 60 Jahren. Die Kinder waren während dem Artilleriebeschuss alleine zu Hause. Die älteste Tochter war 12 und die jüngste noch kein Jahr alt.

Nochmals zurück zum Tod von Friedrich Weber. Vom Lazarett in Freudenstadt bis nach Ottenhöfen wurde der Sarg von einer Straßenbaufirma namens Bohnert auf dem Lastwagen transportiert. In Ottenhöfen wurde der Sarg von Josef Weber mit dem Pferdefuhrwerk abgeholt und nach Önsbach gebracht. Am 27. Februar war die Beerdigung morgens um 7 Uhr. Die Soldaten, die im Dorf einquartiert waren, hielten Ehren wache. Die Beerdigung war aus Sicherheitsgründen schon in der Morgenfrühe. Man war fast keine Minute vor feindlichen Flieger sicher.

Josef Weber verlor sein Leben am 20. März durch eine Bombe. Er war der Bruder von Frau Weber. Das Lazarett in Freudenstadt wurde umgebaut und ist heute das Landratsamt. Dort arbeitet zur Zeit ein Enkel von Friedrich Weber, der im Lazarett am 23. Februar 1945 verschieden ist.

Die letzten 10 Wochen vor der Besatzung

Ende Januar 45 bekamen wir zwei Soldaten ins Quartier namens Helmut Kammann und Hermann Reisel. Diese waren die Ausbilder von Volkssturm und für die Wehertüchtigung zuständig. Der Volkssturm bestand aus älteren Männern aus der Umgebung. Zur Wehertüchtigung mussten 15-jährige Buben oder Kinder. Die Ausbilder unterstanden einem Leutnant, der durch den Krieg schon ein Fuß verloren hatte. Die Soldaten wurden von meinen Eltern gut aufgenommen. Auch der Leutnant war öfters bei uns.

Der eine Ausbilder mit dem Stern war Feldwebel und ein studierter Tiermediziner. Er gab dem Volkssturm Unterricht in Viehhaltung. Die Männer waren in der Hauptsache Landwirte und Winzer. An gutem Wein hatte es deshalb unseren Soldaten nicht gefehlt. Mein Onkel hatte eine trüchtige Stute. Helmut Kammann betreute sie bis zur Geburt und darüber hinaus. Das Fohlen wuchs prächtig. Es war das erste, das mein Onkel durchbrachte.

Der Frühling 1945 war so früh und so schön, wie es seither keinen mehr gab. Am Sonntag sind die Soldaten mit meinen Eltern und uns Mädchen spazieren gegangen. Bei uns war es schön hügelig. Als wir auf dem Friedhof waren, zeigte mir einer der Soldaten einen Punkt im Schwarzwald und sagte: „ Hier ist ein großes Lager mit Lebensmitteln und Spirituosen und vielen andere“. Ab und zu ist einer von den Soldaten dorthin gefahren und hat uns etwas mitgebracht z. B. Zucker, Gries, auch braunen Stoff für Schürzen usw. Man konnte nichts mehr kaufen. Es war eine große Hungersnot.

Zehn Wochen hatten wir diese beiden Soldaten. Der Feldweber Helmut Kammann erzählte von seiner hitlerbegeisterten Schwiegermutter. Das ging bei ihr bis zur ihrer Ausbombung, dann wollte sie den Hitler durch die Fleischmaschine drehen. Der zweite Soldat war in großen Sorgen. Er sprach von seiner Frau und von seinem Kind, das in dieser Zeit zur Welt kommen sollte. Er hatte aber keine Nachricht mehr von zu Hause.

12. April 1945

Ich war auf dem Weg nach Achern mit dem Fahrrad. Dann begegnete mir einer unserer Soldaten und fragte mich: „Wo willst du hin?“ Ich gab zur Antwort: „In Achern räumen die Geschäfte, da kann man noch etwas kaufen.“ Er sagte darauf: „Kehre sofort um, der Feind kommt uns entgegen.“ Ich tat es, hatte aber keine Angst.

Am 13. April gingen die Soldaten mit den jungen Buben der Wehrrertüchtigung weiter in den Schwarzwald. Sie wurden vom Feind für „Werwölfe“ gehalten. Die Ausbilder wurden vom Feind geschlagen und misshandelt. Dem Feldweber wurden die Nieren blutig geschlagen und die Haare rasiert. Nach ein paar Monaten wurde Helmut Kammann aus der Gefangenschaft entlassen, kam bei uns vorbei und kehrte ins Saarland zu seiner Familie zurück. Meine Eltern blieben noch lange in brieflicher Verbindung. Der zweite Soldat kam nach seiner Entlassung auch bei uns vorbei. Er war von Hamburg und kehrte auch zu Frau und Kind Eveline zurück. Auch mit ihm blieben briefliche Verbindungen.

14. April 1945 Unterstand

Mein Vater und ein Schulkamerad von ihm hatten in der Höhe in einen Berg einen Unterstand gegraben. Ungefähr 5 m voneinander entfernt fingen sie an, bohrten sich 2 bis 3 m in den Berg hinein und kamen innen wieder zusammen. Es war eine mühsame Arbeit. Im Innern war eine Bank zum sitzen. Am 14. April stand der Feind vor unserem Dorf und das auf drei Seiten. Wir gingen also in den Unterstand. Wir waren Vater, Mutter, meine Schwester und ich. Die andere Familie kam mit acht Kindern. Die waren zwischen 12 und einem Jahr alt. In einem Spankorb hatten wir etwas zu essen und trinken dabei. Es war wunderschönes Wetter, und wir saßen im Berg in aller Finsternis. Es wurde immer ungemütlicher.

Wir verließen den Unterstand, gingen 50 m weiter nach oben. Dort hatten wir unseren Gemüsegarten. Meine Mutter und ich jäteten Unkraut. Nachmittags ging meine Mutter mit mir zum Schuhgeschäft und bat um Schuhe für mich, vielleicht auch nur Holzschuhe. Wir sind leer ausgegangen. Am Monat wurde das Geschäft dann gestürmt, als die Besatzung da war. Auf dem Heimweg vom Schuhgeschäft begegnete uns ein Leutnant zu Fuß mit einer Landkarte in der Hand. Er fragte sehr aufgeregt, wo es nach Oberquensisbach (Oberönsbach) geht. Meine Mutter gab zur Antwort: „Die Straße rauf! Nur fort mit den Soldaten, wir wollen keinen Widerstand“.

Am Nachmittag wurde in der Eisenbahnstraße ein Leutnant von einem feindlichen Motorradfahrer in gefangen genommen. So war die Obrigkeit der Soldaten weg. Die Panzersperre wurde von Bauern mit Ochsen weggezogen, eine Stange um die andere. So hatte der Feind oder Befreier freie Bahn.

Am Abend versorgten meine Eltern das Vieh. Danach gingen wir wieder in die Höhe, aber nicht in den Unterstand. Wir holten Salat im Garten und gingen zu unserer Tante, Luise Glaser. Es gab Kressesalat und Kartoffeln zu essen. Anschließend gingen wir alle ins Bett bei der Tante. In der Frühe am Morgen sprengten deutsche Soldaten noch ihre Flakgeschütze. Meine Eltern gingen früh am Morgen heim, um das Vieh zu füttern, und blieben zu Hause.

Nun war die feindliche Besatzung schon da. Gegen 10 Uhr ging auch ich mit meiner Schwester heim. Mitten im Dorf hatten die neuen Soldaten schon ein Geschütz aufgestellt, das sie aber nicht mehr brauchten, denn es gab keinen Widerstand. Hühner waren ab sofort nicht mehr sicher. Die ließen sich die Franzosen gut schmecken. Einer gab uns sogar noch 1 Reichsmark für ein Huhn und schickte eine Feder von dem Huhn nach Hause, damit auch seine Eltern wussten, wie gut es ihm in Deutschland ging.

Ein Fahrrad fiel bei uns „zum Opfer“, es wurde von einem Polen geklaut. Sonst wurde bei uns nicht geplündert. Der Krieg war für uns also am 15. April 1945 beendet.

Danach kamen drei Hungerjahre. Es fuhr zuerst nicht einmal die Eisenbahn geschweige ein Auto. Als die Eisenbahn wieder in Gang war, zählten wir manchmal 100 und mehr Hamsterer, wie wir sie damals nannten. Diese verteilten sich auch auf die umliegenden Dörfer. Man konnte nicht jedem ein Apfel oder eine Kartoffel geben. Für Geld gab es nichts mehr zu kaufen. Alles wurde getauscht. Die Städter brachten ihre letzte Habe und tauschten gegen Lebensmittel auf dem Dorf.

1948 nach der Währungsreform ging es schnell aufwärts. Diese Zeiten kann man nicht vergessen. Was auch zu erwähnen ist: Die Besatzer stürzten sofort den Bürgermeister. Der Kommandant und der katholische Pfarrer machten meinen Onkel, einen einfachen Bauersmann, zum Oberhaupt des Dorfes. Es waren für ihn drei schlimme Jahre. Die Bauern mussten ihre Erzeugnisse abliefern, bis ihnen manchmal nichts mehr blieb. Das Vieh wurde aus den Ställen geholt.

Brennholz war eine Rarität

Wie jedes Jahr gab es auch im Winter 44 / 45 das so genannte Bürgerholz. Das war ein Haufen geschlagener Bäume. Diese musste man ausputzen, d. h. mit Beil und Säge die kleineren Äste von den großen trennen und das Reisig auf Wellen binden. Um vor den Tieffliegern sicher zu sein, gingen mein Vater und ich an einem Samstagabend bei Mondschein in den Wald zu dieser Arbeit. Wir waren nicht allein. Die helle Mondnacht machten sich viele zu Nutzen.

Dabei hörte man einen Aufklärungsflieger. Am Tag darauf, also Sonntag, gingen meine Eltern in den Wald, um den Weg auszukundschaften, wie sie mit dem Kuhfuhrwerk das Brennholz aus dem Wald bekamen. Da wurden sie von feindlichen Flugzeugen überrascht. Diese warfen einige Bomben. Wir hatten angenommen, dass der Feind im Wald Militär vermutete.

Am Montagmorgen um 4 Uhr holten dann meine Eltern mit dem Kuhfuhrwerk das Holz aus dem Walde. Es war sehr beschwerlich, da ja einige Bomben auf den Weg gefallen waren und Löcher gemacht hatten, in denen man ein Haus verstecken konnte. So mussten sie die Stämme einzeln herausziehen. Stundenlange Arbeit war für dieses bisschen Brennholz erforderlich.

Auf unserer Gemarkung waren Flakgeschütze aufgestellt. Diese waren zu gegebener Zeit auch in Betrieb. Ein abgeschossenes Flugzeug haben wir nicht erlebt. Aber ein Splitter von einem Geschoss fiel meiner Schwester knapp vor dem Gesicht herunter. Sie hatte dabei viel Glück.

Maria König